

Sprachpflege in der Schweiz [Schluss]

Autor(en): **Boesch, Bruno**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **24 (1968)**

Heft 5

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420965>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

andere, geistig hochstehende Leute im Elsaß; dafür zeugt die vorliegende Veröffentlichung. Und es gibt auch gute Lehrer; einer von ihnen hat den schönen „Brief an mein Patenkind“ in dieser Broschüre geschrieben. Ihnen, den zugleich heimatlich und europäisch und menschlich denkenden Elsässern, gehört, wie wir hoffen dürfen, die elsässische Zukunft.

Sprachpflege in der Schweiz

(Schluß)

Von Professor Dr. Bruno Boesch

Von der mangelnden Gewandtheit im mündlichen Gebrauch der Hochsprache war schon die Rede. Guggenbühl hat sich dazu mit bewußter Einseitigkeit geäußert: „Nein, hochdeutsch reden können wir wahrhaftig nicht, Schweizerdeutsch können wir aber auch nicht (der Verfasser bezieht sich hier auf die öffentliche Rede, nicht das private Leben), wir haben es glücklich so weit gebracht, daß wir zwischen Stuhl und Bank sitzen. Unsere Muttersprache haben wir verlernt, die wichtigste Fremdsprache, das Hochdeutsche, haben wir nicht richtig gelernt, so sind wir eigentlich zu einer Nation von Taubstummen geworden. Was jeder analphabetische sizilianische oder spanische Bauer fertig bringt, aufzustehen und über ein Gebiet, das er beherrscht, vernünftig und frei zu reden, diese elementare Fähigkeit haben wir verloren. Welch beschämende peinliche Stille entsteht bei uns jedesmal, wenn eine Diskussion eröffnet wird! Niemand wagt aufzustehen. Und wie unüberzeugt und kläglich sind die Voten selbst. Das ist in anderen Ländern anders⁷.“

Niemand kann leugnen, daß etwas Wahres daran ist: es ist die mangelnde Beherrschung der verschiedenen Stilebenen der öffentlichen Rede, das Fehlen einer zureichenden Rhetorik. Wir sind zu wenig geübt im Gebrauch der Mundart für die öffentlichen Zwecke, und ebenso fehlt die Übung im Gebrauch des Hochdeutschen, vor allem, wenn es um fließende Konversation geht. Man muß lange in Deutschland leben, um hierin eine gewisse Steifheit abzulegen. Es wird beim Ersatz der schweizerdeutschen

⁷ Adolf Guggenbühl, Warum nicht Schweizerdeutsch?, a. a. O., S. 25.

Wörter im Hochdeutschen leicht in der Stilhöhe zu hoch oder zu tief gegriffen, weil uns das gemeinsprachliche Wort der mittleren Sprachschicht fehlt und ebenso die gelockerte Syntax. Zwar sind dank der Mitarbeit des Deutschschweizerischen Sprachvereins eine ganze Reihe von Schweizer Wörtern, von regionalen Varianten also, in den Duden aufgenommen worden, und wir dürften sie ohne Hemmungen gebrauchen⁸; aber weil wir die mittlere Sprachschicht als ganze nicht haben, wirken diese Wörter oft wie Zitate, wenn wir sonst, in Satzbau und Stilhöhe, möglichst „nach der Schrift“ sprechen.

Dieselbe Gefahr der Überkorrektheit besteht auch bei der Lautung. Die Hochlautung nach Siebs wird als gespreizt empfunden, für viele bedeutet diese Aussprache geradezu einen nationalen Verrat. Da, wo sie dann doch angestrebt wird, kommt es nicht selten zu hyperkorrekten Einzelleistungen, während die Gesamtlautung in 99 von 100 Fällen doch das alemannische Kleid nicht abzustreifen vermag. Ein kleiner Kreis von Germanisten, dem unter andern Wilhelm Altwegg, Emil Frank, Paul Zinsli und ich angehörten, hat auf Wunsch des Rundspruchs eine Art Schweizerhochdeutsch ausgearbeitet⁹ und versucht, es auch im neuen Siebs berücksichtigen zu lassen, was erfreulicherweise in der kommenden Auflage in gewissem Umfang spürbar sein wird. Wir strebten eine Verbesserung der gesamten Lautung an, wir sagten, wo Lautungen als grobmundartig zu meiden sind, verlangten aber nichts, was dem Sprecher gefühlsmäßig wider den Strich geht und ihn nicht zuletzt auch deshalb abschreckt, weil er Gefahr läuft, bei den eigenen Landsleuten anzustoßen. Es ist nur das zu verlangen, was ohne Befremdung oder falsche Anbiederung auf einem oberen Stockwerk der Hochlautung auch wirklich zu leisten ist. Die Hochschullehrer und die Volksschullehrer haben diese mittlere Norm begrüßt, die Gymnasiallehrer wollen jedoch am strengen Siebs als Ideal festhalten, sie wollen lieber zuviel verlangen, damit wenigstens etwas hängenbleibt. Daß aber gerade dabei leicht

⁸ August Steiger, Schweizerisches Wortgut im Duden, Sonderdruck aus der Jährlichen Rundschau 1941 des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Zürich 1942. Das Wort *Seegfrörni* z. B. ist ins Hochdeutsche als Nomen nicht übertragbar und deshalb unentbehrlich. Hugo Moser, Neuere und neueste Zeit, in: Deutsche Wortgeschichte, 2. Aufl., Berlin 1959, Bd. 2, bes. S. 524 ff.

⁹ Die Aussprache des Hochdeutschen in der Schweiz. Eine Wegleitung, hrsg. von Bruno Boesch, Zürich 1957. Man vgl. ferner: Christian Winkler, Sprechtechnik für Deutschschweizer, 2. Aufl. Bern 1942; Emil Frank, Deutsche Aussprache. Ein Übungsbuch, Bern 1957.

ein unorganischer Zwitter von Ungenügen und Überleistung entsteht, sehen sie nicht ein und halten an der Bühnennorm fest, ob schon ich den Lehrer zuerst einmal hören möchte, der vor seinen Schülern und vor der Öffentlichkeit diese Lautung, ohne affektiert oder gar lächerlich zu wirken, zu sprechen vermag. Die Radiosprecher haben im allgemeinen eine Sprechweise, welche die genannten Bedingungen erfüllt. Schlimm ist es nach wie vor um die Nachrichtensprecher bestellt, die von der Schweizerischen Depeschagentur ausgewählt werden. Ausgerechnet bei den täglichen Nachrichten, die von der größten Zahl von Hörern eingestellt werden, hört man in der Regel ein Deutsch, das keine Spur einer fundierten Sprecherziehung verrät. Berüchtigt ist diese Stelle auch für die umständliche Schriftlichkeit ihrer zum Vorlesen bestimmten Texte.

Besser steht es mit der Handhabung der deutschen Sprache als reiner Schriftsprache. Wenn ich zu vergleichen suche, glaube ich sagen zu dürfen, daß die Schweiz hier im Rahmen des deutschen Sprachgebiets keine schlechte Figur macht, wenn auch die Sünden, die es zu tadeln gilt, überall dieselben sind. Ich darf hier die Fragen der Orthographiereform ausklammern. Die negative Haltung der Schweiz bringt ja nicht nur den Eigenwillen einer Region zum Ausdruck, sondern auch die Ansicht vieler „Binnendeutscher“; zum Glück gibt es unser Mannheimer Institut, das nach neuen Wegen Ausschau halten wird.

Seit der Gründung im Jahre 1904 kämpft der Deutschschweizerische Sprachverein für ein besseres und reineres Deutsch und setzt sich mit der Problematik der Sprachpflege auseinander. Hier soll wenigstens ein Mann genannt werden: August Steiger, der den Verein über lange Jahre klug und besonnen geleitet hat. Rechnet man die befreundeten Vereine, die dem Gesamtverein nicht unmittelbar angehören, aber ähnliche Ziele verfolgen, dazu, so arbeiten in jeder größeren Stadt kleine Gruppen an dieser ihrem Wesen nach unlösbaren Aufgabe¹⁰. Sieht man von wenigen „kleinkarierten“ Eiferern ab, so bemüht man sich ernsthaft und weiß um die Problematik von Sprachnorm und Sprachgefühl. In einer „Jährlichen Rundschau“ wird die Lage der deutschen Sprache im In- und Ausland beleuchtet, und in den „Mitteilungen“, seit 1944 in der lebendig geschriebenen Zweimonatszeitschrift „Sprachspiegel“ ist schon außerordentlich viel an Aufklärung ge-

¹⁰ Übersichtlich zusammengestellt in: Sprache, Sprachgeschichte, Sprachpflege in der deutschen Schweiz, a. a. O., S. 78 ff.

leistet worden. Dazu kommen Merkblätter für Kaufleute, für Korrektoren, für die Schreibung der Straßennamen und anderes mehr. Neuerdings ist vom früheren Redaktor des Sprachspiegels, Nationalrat Alfons Müller-Marzohl, eine Sprachberatungsstelle für die Bundesverwaltung angeregt und vom Parlament wohlwollend aufgenommen worden¹¹. So geschieht zweifellos vieles, auch in der Abwehr von unnötigen Fremdwörtern. Allerdings ist es so, daß ein neues deutsches Wort mit ungleich größerem Mißtrauen unter die Lupe genommen wird als jedes noch so unnötige Fremdwort. Wie überall hat das Fremdwort das „Sozialprestige“ für sich: ich wähle hier absichtlich das fremde Wort. Bildungsdünkel, Großmannssucht, schlechter Geschmack, mangelndes Stilgefühl sind bei uns wie überall am Werk¹². Der „Sprachspiegel“ rügt den Übelstand an Dutzenden von Beispielen, und es ist nur zu hoffen, daß sich mit der Zeit auch die Steine erweichen lassen. Nach Möglichkeit sollte man auch den Humor walten lassen. Die Herren, die nur von *Image* und *Center* reden, haben — um ein Beispiel zu nennen — in der Nähe von Zürich ein neues Wohnquartier entworfen, das den Namen *Jolie ville* erhalten soll. Daraus hat der Volksmund bereits ein *Tschooliwil* gemacht: der *joli* des Französischen heißt in schon älterer Eindeutschung *Tschooli*, Dummkopf, und dem *-ville* ist folgerichtig, und dem Ortsnamenforscher als moderne Parallele willkommen, das verbreitete Grundwort *-wil* unterlegt¹³.

Es geschieht zweifellos einiges für die deutsche Sprache in der Schweiz. Aber man wird natürlich das lähmende Gefühl nicht immer los: Wie soll eine Handvoll Leute den Gebrauch so vieler Mundarten, die alltäglich erklingen, und eine Schriftsprache, die in unzähligen Publikationen das Land überschwemmt, überhaupt beeinflussen können! Mir scheint, dieses Vorhaben ist nicht so ganz aussichtslos, aber man muß die Menschen nicht nur beim Gewissen, sondern auch bei ihren Schwächen packen. Das Gewissen kann fehlen, die Schwächen kaum. Die größte unter ihnen heißt Mode: man sollte nicht zu stolz sein, auch diese zu beeinflussen. Wenn, wie etwa in Basel, Zürich oder Bern gerade die sogenannte Oberschicht Wert auf eine gepflegte Mundart legt,

¹¹ Alfons Müller-Marzohl, Das mangelhafte Deutsch des Bundes, Sprachspiegel 22, Nr. 6, 1966, S. 179 ff.

¹² Unter vielen Beiträgen weise ich nur hin auf: August Steiger, Sprachlicher Heimatschutz, a. a. O., S. 30 ff.; Alfons Müller-Marzohl, Sprachpflege und Sprachgewissen, in: Sprache, Sprachgeschichte, Sprachpflege, a. a. O., S. 61 ff.; Fritz Herdi, Kauderdeutsch, Sprachspiegel 20, Nr. 2, 1964, S. 33 ff.

¹³ Sprachspiegel 23, Nr. 1, 1967, S. 28.

so tut dieses Vorbild, wenn auch nicht immer aus edlen Beweggründen, seine Wirkung. Am Hebel der Schriftsprache von heute sitzen jedoch die Publizisten, die Zeitungs-, Radio- und Fernsehleute und nicht zuletzt die Männer, welche die Reklame machen, „Texter“ genannt; in einem gewissen Abstand folgen erst die Schriftsteller. Wir müssen den Kontakt mit ihnen suchen, aber nicht als Professoren vom hohen Roß herab, sondern als schlichte Gesprächspartner. Allein schon die unbefangene Diskussion all dieser Dinge ist wertvoll.

Nicht die Verbindlichkeit einer „Norm“, die ja doch so schwer zu fassen ist wie der für sie maßgebliche „normale Gebrauch“, sondern den sozialen Mehrwert bestimmter Sprachformen, die wir gerne gefördert sähen, ins Spiel zu bringen, wäre entscheidend. Jeder Wandel in dieser Beziehung ist schon Sprachwandel, wie wir ihn auch in der Sprachgeschichte an vielen konkreten Beispielen verfolgen können. Sprachwandel setzt beim Sprecher und Schreiber jeweils eine persönliche Entscheidung voraus: diese wird aber in den seltensten Fällen nach kaum vorhandenen und weitgehend subjektiven Maßstäben von richtig und falsch, gut und böse, schön und häßlich gefällt, sondern nach dem Mehrwert, den der Gebrauch bestimmter Formen im öffentlichen Leben besitzt und auf denjenigen, der ihn sich zunutze macht, überträgt. Und sich nach oben auszurichten, wenn es ihm vernünftig und schmackhaft vorgemacht wird, das wird sich kaum einer ganz versagen — selbst wenn es gepflegtes Deutsch ist: Hauptsache, daß es zum guten Ton gehört!

Lieber Leser!

Sie schätzen, so hoffen wir, den „Sprachspiegel“. Sie zahlen jedes Jahr getreulich die Abonnementsgebühr oder als Mitglied des Sprachvereins den Jahresbeitrag und ermöglichen uns damit, unsere Zeitschrift weiterhin herauszubringen, genauer gesagt: drucken zu lassen. Denn alles andere machen wir ja ehrenamtlich.

So auch die unscheinbare, aber unentbehrliche Arbeit der Verbuchung Ihres Beitrags, das heißt die Bezüger- und Mitgliederkontrolle und die Rechnungsführung. Vor anderthalb Jahren übernahm Herr Willi Gurtner dies Amt und hat seither an allen Sitzungen des geschäftsführenden Ausschusses und des Vorstandes (sechsmal im Jahr) eifrig und sachverständig teilgenommen. Leider zwingt ihn seine angegriffene Gesundheit zum Rücktritt auf die Jahresversammlung im März 1969.

Wer löst ihn ab? Wer ist bereit, etwa 20 Stunden im Monat für diesen